Urlaub,

Skizze von Helena v. Mühlau.

Er kam zum erstenmal nach einem vollen runden Jahr auf Urlaub, und die Welt schien ihm eine andere geworden zu sein.

Lange hatte er vom bevorstehenden Urlaub reden hören und hatte sich auch in seiner stillen Art darauf gefreut; auf Urlaub mußte man sich ja einfach freuen.

Aber merkwürdig — dreimal war ihm der Urlaub zu Wasser geworden, und er hatte das nicht als sonderliche Enttäuschung empfunden. Höchstens die Mutter tat ihm leid, denn die schrieb in jedem Briefe etwas vom Urlaub, und da sie fast täglich schrieb, häufte sich das Wort „Urlaub" in ihren Briefen so sehr, daß er schließlich darüber hinweglas.

„Herrgott, Mensch, hast du denn keine alte Großmutter, die über kurz oder lang die Augen zutun möchte?" fragte ein Kamerad, dem er erzählte, wie sehr seine Mutter nach einem Wiedersehen verlange. „Wenn Du dem Hauptmann sagst: „Meine Großmutter liegt im Sterben und möchte mich noch einmal sehen!", dann läßt er Dich ziehen, darauf kannst Du Gift nehmen. Glauben wird er dies nicht, aber den Urlaub bewilligt er!"

Der kleine Leutnant Berger dachte nach. Er hatte ja nun in der Tat eine Großmutter, und die hatte noch im letzten Brief über Herzschwäche geklagt — nun — und die meisten Großmütter starben ja wohl an Herzschwäche.

Also hin zum Hauptmann, mit dem Brief der Großmutter in der Tasche. Der Hauptmann hörte ihn lächelnd an — sagte erst kein Wort — nahm dann einen Zettel und schrieb darauf: Urlaub bewilligt wegen schwerer Erkrankung der Großmutter.

Nun freute sich Leutnant Berger doch sehr auf die Heimfahrt und das Wiedersehen mit denen, die ihm nahe standen.

Er stürmte zu seinem Quartier, alarmierte den Burschen und hieß ihn sofort die Koffer packen. Erst nach einer Weile sah er auf einem kleinen Schemel zwei Briefe liegen — er riß zuerst den von der Mutter auf und wurde ein wenig blaß.

„Lieber Ernst!" schrieb sie, „da Du bis heute keinen Urlaub hattest, nehme ich an, daß Du auch in den nächsten 4 Wochen keinen erhalten wirst. Ich muß mich einer kleinen Operation unterziehen und siedele morgen in die Klinik über. Es ist eine völlig ungefährliche Sache, und wenn das Glück uns günstig ist und Du nach einem Monat Urlaub erhältst, wirst Du mich wohl und munter antreffen!"

Das erste Gefühl, das den armen Jungen beschlich, war das, zum Hauptmann zu gehen und auf Verschiebung des Urlaubs zu bitten. Aber der Hauptmann war für drei Tage an andere Stelle kommandiert und überhaupt konnte man den einmal bewilligten Urlaub nicht zurückziehen.

Also reiste er und sagte sich bei der Großmutter an.

Die Großmutter lag im Bett, als er kam. Sie hatte keine Ahnung von der Erkrankung ihrer Tochter gehabt, und das Telegramm des Enkels hatte sie so erschreckt, daß sie krank geworden war. Ernst erklärte ihr alles, reiste dann nach Berlin, wo seine Mutter wohnte, und kam in die Wohnung. In der hauste nur die Köchin, und alle Zimmer rochen nach Kampfer, und das war dem kleinen Leutnant ein so furchtbarer Graus, daß er nur ganz schnell nach der Adresse der Klinik fragte und die Stätte seiner Heimat verließ.

In der Klinik erklärte er der Oberin, daß er der Sohn der Frau Oberst Berger sei, und hörte zu seiner Beruhigung, daß die Mutter zwar operiert, aber gottlob völlig munter sei. Freilich dürfe sie den Sohn in den ersten drei Tagen nicht zu Gesicht bekommen, da jede Aufregung natürlich schaden könne.

Also stand Ernst wieder auf der Straße und überlegte: wohin?

Wen hatte er denn in Berlin?

Die Mutter besaß eine Menge Freunde und Bekannte — und die würden sich vielleicht auch freuen, wenn er sie besuchte.

Aber um einen kurzen Besuch war ihm ja nicht zu tun; ihn verlangte nach etwas Gutem, Behaglichem!

Regen fiel in großen Tropfen nieder — ein häßlicher kalter Wind wehte — es war höchst ungemütlich auf der Straße.

Verteufelt, daß die Wohnung zu Haus so nach Kampfer duftete. Die Köchin hatte ihm gesagt: Die Mutter habe vor, nach der Operation ein paar Wochen in einen Kurort zu fahren und danach wollte sie die Großmutter besuchen. Folglich mußte natürlich die Wohnung verpestet werden.

Der arme Leutnant wanderte noch eine ganze Weile vor der Klinik im Regen auf und nieder. Wenn er doch nur einen Menschen in ganz Berlin wüßte, der sich wirklich freuen würde, wenn er plötzlich vor ihm stände!

Die Bekannten der Mutter waren ihm alle ziemlich gleichgültig — trotzdem ging er sie jetzt im Geiste der Reihe nach durch.

Nee, die würden wohl alle sehr nett zu ihm sein — aber wirkliche Freude konnten sie beim besten Willen nicht empfinden — höchstens ein bißchen Mitleid mit dem Pech, das er hatte.

Plötzlich drängte sich ihm eine Erinnerung auf. Die Mutter hatte da ein junges Mädel an sich herangezogen — verwaiste Tochter eines Majors — nicht eigentlich hübsch, aber sehr lieb und eigenartig im guten Sinne. Kein bißchen darauf aus, jemand zu gefallen — immer freundlich und doch zurückhaltend, aber trotz der Zurückhaltung doch auch wieder herzlich.

Ja — das wäre ganz nett — aber wie sollte er die erreichen?

Es war eben gemein — nichts war anzufangen. Er wünschte den Urlaub zu allen Teufeln. Auch fühlte er Hunger und Mattigkeit, sah auf die Uhr, und da es Essenszeit war, schickte er sich an, den Trab vor der Klinik aufzugeben, und warf nur noch einen letzten Blick auf das große Gebäude, in dem seine Mutter lag. Kaum aber war er ein paar Schritte weit gegangen, da rief jemand von der anderen Seite der Straße her seinen Namen. Er erschrak — blickte hinüber, und da kam auch schon etwas Schlankes, in einen seidenen Regenmantel Gehülltes auf ihn zu.

„Ernst — Ernst — sind Sie's wirklich? Herrgott, ist das denn möglich? Ganz überraschend auf Urlaub und wissen schon, daß die Mutter krank ist? Sind ganz allein und wissen nicht wohin und woher?"

Sie hatte seine beiden Hände gefaßt und sah ihn voll Wärme und Innigkeit an, und wie sie ihn so ansah, stieg in dem Leutnant die Erinnerung an ein Wort der Mutter auf.

„Du solltest dies liebe Mädchen nicht unbeachtet lassen — sie ist nicht schön, aber sie hat eine Seele, die rein und warm und wahr ist!"

Er sah jetzt ordentlich die Seele des Mädchens aus ihren Augen schimmern.

„Und wo wohnen Sie, Ernst? Bei Ihnen zu Hause haben wir ja alles eingekampfert! Gott, wie mir das leid tut!" Und ihre Augen sahen ihn tief und innig an.

„Vor allem bin ich jetzt hungrig!" sagte er fast kindlich, und sie lächelte dazu.

„Wollen Sie einen Augenblick warten, Ernst, bis ich oben bei Ihrer Mutter war — oder wenigstens bei der Oberin?"

Er nickte. „Aber dann gehen Sie mit mir essen!" bat er flehentlich, denn er hatte Angst vor der Einsamkeit.

„Ja, gern!" und eine halbe Stunde später saß er mit ihr in einem kleinen Restaurant und war auf einmal warm und glücklich geworden. Mit der Mutter ist es doch wohl in der Tat nur eine harmlose Sache?" fragte er einmal flüchtig, und sie nickte.

Am Abend ließ er nicht locker, bis sie versprach, ein Theater mit ihm zu besuchen, und für den nächsten Tag mußte sie sich zum Mittagessen wieder einfinden.

An diesem zweiten Tag war sie etwas befangen; sie äußerte, daß es ihr etwas seltsam vorkomme, so mit ihm herumzuziehen, aber schließlich rechtfertigte der Krieg ja manches. Trotzdem blieb sie ein wenig niedergeschlagen, und als Ernst wieder flüchtig nach der Mutter fragte, wich sie seinem Blick aus.

Am dritten Tage äußerte er den Wunsch, endlich zur Mutter gehen zu dürfen, und schritt an der Seite des jungen Mädchens die Treppe hinan. Die Oberin sah ihn diesmal mit seltsamen Blicken an, öffnete die Lippen, um etwas zu sagen, und schwieg dann doch.

Geräuschlos öffnete sie die Tür zu einem Krankenzimmer, und auf Zehenspitzen trat der Leutnant ein; das junge Mädchen war an der Tür stehen geblieben.

Er kannte die Mutter kaum wieder. Bislang hatte sie doch eigentlich noch wie eine junge Frau ausgesehen — hier aber lag ein wachsbleicher Kopf mit weißen Haaren und erloschenen Augen. Eine kraftlose Hand versuchte, sich von der Bettdecke zu erheben.

Ein Schauder erfaßte den jungen Menschen — er beugte sich zur Mutter hinab, küßte die Hand und die bleiche Stirn und sagte zweimal zärtlich: „Mutter — liebe Mutter!"

Die Mutter blickte nach der Tür; ihre Augen riefen die, die in Angst und Verwirrung dastand, und als sie dann leise zum Bett herankam, sprach die Kranke weiter nicht in Worten, sondern mit Blicken, die dem jungen Menschen unverständlich waren.

Man ließ ihn nicht lange bei der Mutter, und weil er nicht wußte, wohin er gehen sollte, kehrte er zu seinem Hotel zurück und saß dann einsam mit einem bitteren Schmerz im Herzen auf seinem Sofa.

Die Mutter!! Nie hat er viel über die Mutter nachgedacht — nicht über ihre Güte, über ihre große Zärtlichkeit und nicht darüber, womit er sich alles, was sie ihm an Innigkeit gab, verdient hatte.

Draußen im Feld hatte er ja wohl oft an sie gedacht, aber doch immer nur wie an etwas Altgewohntes, das man eben besitzt, und auf das man ein Recht hat.

Nun auf einmal kam ihm alles in ganz anderer Beleuchtung entgegen. Heut oder morgen oder vielleicht in einer Woche würde er die Mutter hergeben müssen, und dann war alles aus. Dann hatte er keine Heimat mehr — hatte niemand mehr, der ihm täglich Briefe schrieb, niemand, der ihn um Urlaub quälte — niemand, der in Angst und Sorge auf ihn wartete.

Oed, trostlos, verzweifelt erschien ihm das Dasein. Er warf den Kopf in die Arme, in seiner Brust krampfte sich etwas.

„Mutter — Mutter," schluchzte er plötzlich laut auf, schämte sich dann seiner Tränen, wusch die Augen und trat ans Fenster.

Draußen rieselte ein warmer Frühlingsregen; schwer und grau hing der Himmel über der Erde. Wie öd, wie jammervoll war es in der Heimat!

An seiner Tür klopfte es; das junge Mädchen, die Freundin seiner Mutter, stand vor ihm. Ihre Augen waren voll Tränen.

Sie brauchte nicht zu sagen, warum sie weinte; der junge Leutnant weinte auch. Plötzlich streckte er die Arme aus und zog das Mädchen an sich. Ob das, was er plötzlich so heiß empfand, Liebe war, wußte er selbst nicht. „Mein?" fragte er, und sie nickte. Ein Lächeln huschte über sein Gesicht.

Eine Woche später war der Leutnant wieder im Felde und meldete sich bei seinem Hauptmann. Als der die schwarze Binde um den Arm des Leutnants sah, fragte er: „Ich sehe, die Frau Großmutter ist gestorben!"

„Nein," sagte der Leutnant, „es ist meine Mutter!"

Der Hauptmann staunte, und der Leutnant schwieg.

Einen Monat später kam er wieder um Urlaub ein. Auch die Großmutter war gestorben. Der Hauptmann schüttelte den Kopf — aber er schrieb wieder einen Urlaubsschein und lächelte dabei.

Kriegshumor.

In deutschen Witzblättern finden sich die folgenden spaßigen Bemerkungen zu den Kriegs-Ersatzmitteln:

Schmalzol. Sieht aus wie Schmalz, riecht wie Schmalz, man kann sich daran Flecken machen wie an Schmalz, es ist teuer wie Schmalz — und außerdem eine hervorragende Wagenschmiere. Man schlägt also zwei Fliegen mit einer Klappe, wenn man „Schmalzol" kauft!

Ovolin. Ist gelb wie ein Eidotter (oder Schwefel), riecht wie ein faules Ei, kostet nur etwas mehr als das gleiche Quantum Hühnerei und erregt beim Gebrauch vor Aerger die Gelbsucht. Aerzte, empfehlet „Ovolin!"

Pappschuhe „Fix und fertig". Reizendes Gelegenheitsgeschenk. Der Bräutigam schenkt es der Braut, der Mann der Frau, der Schwiegersohn der Schwiegermutter — kurz, unsere Pappschuhe „Fix und fertig" haben einen „reißenden Absatz".

Fleischose. In Viertelpfundbüchsen zum spottbilligen Preise von drei, vier und fünf Mark. Aus nur nahrhaften Stoffen zubereitet, früher „Hundekuchen" genannt. „Fleischose" im Hause erspart den Weg zum Fleischer. Guten Appetit!

Kaviaro. „Glänzender" Ersatz für russischen Kaviar! Das Geld bleibt im Inland und beim Erfinder Isidor Wichsglanz, Perleberg.

— Prophetisch. Chef: „Sie möchten also, wenn Sie heiraten, lieber auf dem Komptoir beschäftigt werden?"

Reisender: „Ja!"

Chef: „Na, meinetwegen; ich wette aber mit Ihnen, daß Sie in vier Wochen kommen und wollen wieder reisen!"

— Boshafte Kritik. Dichter: „Haben Sie schon mein Büchlein gedruckter Gedichte gelesen?"

Kritiker: „Das hab' ich, aber Sie glauben nicht, wie ich unter diesem Druck gelitten habe".

— Schonmöglich. A.: „Du, der verrückte Meier soll ja eine neue Gehirnerschütterung erlitten haben, als er gestern gestürzt ist!"

B.: „Na, da wird er vielleicht wieder gescheit!"

— Enttäuscht. Vater (nachdem sie einen langen Tunnel durchfahren): „Du weinst? (Auf einen schüchternen jungen Mann in der Coupé-Ecke deutend). Der Mensch hat wohl gewagt, Dich zu küssen!"

Tochter: „Eben nicht, Papa!"

— Triumph. Frau: „Dieser boshaften Frau habe ich's heute gehörig gegeben!"

Mann: „So — hast Du ihr Deine Meinung gründlich gesagt?"

„Das nicht; aber ich habe sie im Frauenverein zur Alterspräsidentin vorgeschlagen".

Kameraden.

Kriegsskizze von Walter Bloem, dem Jüngeren.

Peter Hanke und Willi Schmied waren schon dicke Freunde, als sie mit einem großen Transport zu unserer Kompagnie nach Polen kamen. In den Monaten, die inzwischen unter ständigen Kämpfen vergangen waren, hatten wir täglich Gelegenheit gehabt, in rührenden, oft unsäglich komischen Erlebnissen die Freundschaft dieser beiden zu beobachten.

Seit drei Tagen lagen wir wieder fest vor stark ausgebauten Stellungen. Offenbar scheute sich die Führung vor unnötigen Blutopfern. Uns war es recht. Wir ließen uns in unseren einfachen Gräben die Sonne auf den Pelz brennen, brachten unsere Siebensachen in Ordnung, schrieben Briefe und schliefen Vorrat.

Am Abend des dritten Tages rief unser Zugführer den Unteroffizier Schneider zu sich, der in der Kompagnie viele Freunde hatte und die Gruppe führte, der Hanke und Schmied zugeteilt waren.

Als Schneider zurückkam, die Pfeife im Munde, die Hände in den Rocktaschen, ging er in eine Grabenecke, wo Hanke und Schmied mit einem Dritten einen soliden Skat kloppten.

Einen Augenblick blieb er stehen, und sah zu; dann sagte er: „Hört mal, Ihr, Schmied und Hanke, Ihr müßt heute abend mal mit auf Patrouille."

Schmied blickte auf, eine Karte in der erhobenen Rechten. „So?!" meinte er ruhig, „Treff is Trumpf!" und schlug die Karte knallend auf die Zeltbahn, die den Tisch markierte.

„Wann geht's los?" fragte Hanke, ohne aufzusehen.

„Na, so um elf rum."

Minutenlanges Schweigen, während die Karten flogen.

„Wir kriegen auch Handgranaten mit," sprach Schneider dazwischen.

„Hä, Trumpf! Aetsch, da seid Ihr ringeflogen!" grinste Hanke...

Pechschwarze Nacht lag über den Feldern. Wir hatten Neumond, und nur die zahllosen Sterne erglänzten am Himmelsbogen.

Unteroffizier Schneider hockte mit den beiden Unzertrennlichen im Graben und machte sie flüsternd mit ihrer Aufgabe bekannt. Es war also befohlen, in ein ziemlich weit vorspringendes russisches Grabenstück Handgranaten zu werfen, um dann an Hand der daraufhin zur Abwehr gegebenen Schüsse auf die Stärke der Besatzung schließen zu können.

Die drei Männer waren fertig ausgerüstet. Mütze auf dem Kopf, jeder fünf Handgranate am Koppel befestigt, und Schneider meldete dem Feldwebel, die Patrouille ginge jetzt los.

Lautlos stiegen die drei über den Grabenrand und gelangten an einem Horchposten vorbei auf einem vielgewundenen Patrouillenweg, der kreuz und quer durch die Drahthindernisse führte, und nur den Kundigen kenntlich war, ins freie Gelände. In der Mitte der Unteroffizier, rechts und links die beiden Freunde, je dreißig Schritt von ihm, und auf ein kaum hörbares Zischen schritten sie vorsichtig voran, mit dem Fuße tastend, Schritt für Schritt, fast unhörbar.

Zweihundert Meter lagen zwischen unseren Stellungen und den russischen, höchstens hundert Meter konnten die drei aufrecht heran. So hielt Schneider nach einer Weile an und legte sich vorsichtig hin. Die beiden anderen, die seine Gestalt undeutlich erkennen konnten, folgten seinem Beispiel.

Und nun arbeiteten sie sich meterweise vor. Auf ein winziges Stück zurückgelegten Weges folgte minutenlanges Lauschen. So mochte es eine Stunde gedauert haben, bis sie sich wenige Meter vor dem feindlichen Hindernis befanden.

Unteroffizier Schneider berührte als erster den Draht. Er hob ihn vorsichtig hoch, ohne vermeiden zu können, daß das Metall leise knirschte, und duckte sich, um sich darunter hindurch zu winden. Da blitzte wenige Meter von ihm jenseits des Hindernisses das Mündungsfeuer eines Gewehres auf, ein peitschender Schlag zerriß das nächtliche Schweigen, und klirrend sprang der Draht zurück.

Schmied rechts und Hanke links lagen unbeweglich, den Atem angehalten, und nur das wilde Pochen des Herzens dröhnte in ihren Ohren. Schmied hatte im Augenblick des Schusses erkannt, wie der Kopf des Unteroffizieres vornüber fiel, und wie seine Hand den zurückschnellenden Draht losließ. Er konnte sich also genug sagen.

Hanke dagegen hatte im Augenblick des Schusses am Hindernis entlang getastet und so nur den Schuß selber, nicht seine Folgen gesehen.

Die Freunde lagen wie erstarrt. Die Minuten des regungslosen Liegens wurden zur Ewigkeit. Doch nichts geschah. Nur unmittelbar nach dem Schuß das Rackrack des Kammeröffnens und -schließens und das leise Klirren der Patronenhülse...

Endlich entschloß sich Schmied zu weiterem Vorkriechen. Er tastete mit der Hand in die Höhe, um sich über die Dichtigkeit der Drähte zu vergewissern, und tastete erstaunt zum zweitenmal, als er keinen Draht fand. Kein Zweifel, hier war eine Lücke! Vorsichtig schob er sich vor, fuhr mit der Hand suchend umher: auch hier ein schmaler Raum, der von Drähten freigelassen war. Da durchzuckte ihn eine wilde Freude. Er hatte im blinden Zufall einen Patrouillenweg durch die feindlichen Hindernisse entdeckt. Das wollte er nützen! Und ein zweiter Gedanke kam ihm: jetzt durchs Hindernis, dann lautlos links an den feindlichen Posten heran.

Und ruckweise suchte er seinen Weg. Bald bluteten seine Hände aus vielen Wunden, welche die scharfen Stacheln geritzt hatten. Aber in ihm war ein zorniger Drang nach vorn. Endlich war er durch. An den Boden gepreßt, lauschte der tapfere Kerl in fieberhafter Spannung. Doch nicht das leiseste Geräusch war hörbar. Da glitt er vorsichtig an den Drähten entlang in der Richtung auf den russischen Horchposten.

Währenddessen hatte Peter Hanke ebenfalls seinen Entschluß gefaßt. Er konnte sich ja mit seinen Kameraden so dicht vorm Feind unmöglich verständigen, ohne näher an sie heranzukriechen. So tastete er sich an den Drähten entlang, lautlos und vorsichtig, von Zeit zu Zeit horchend. Allmählich unterschied er in weiterem Vorwärtskriechen wenige Meter vor sich einen unbeweglich liegenden Gegenstand. Das konnte nur Schneider sein. Sollte der Schuß vorhin etwa doch sein Ziel gefunden haben?!

In banger Ahnung schob er sich heran — nicht das geringste Atmen war zu vernehmen; da strich er mit dem Handrücken dem Unteroffizier prüfend ins Gesicht und wußte im gleichen Augenblick, daß sich hier ein Schicksal erfüllt hatte. Er dachte nur ganz ruhig und mechanisch: lieber Kamerad! — — —

Aber was nun? Freund Schmied mußte noch weiter rechts sein, aber die Dunkelheit verwischte alles, so daß er nichts unterscheiden konnte, so sehr er sich auch anstrengte. Er war wirklich ganz ratlos. Schließlich kam ihm der Gedanke, daß Schmied sicherlich ebenfalls auf dem Wege zu ihm sein mußte, und so blieb er ruhig liegen und lauschte nur angestrengt in die Nacht.

Ein Geräusch jenseits des Hindernisses ließ ihn auffahren. Was war das? Und als er seine Augen in das Dunkel hineinbohrte, erkannte er drüben einen dunklen Körper, der regungslos verharrte.

Einen Augenblick überlief ihn ein kalter Schauer, er meinte förmlich zu sehen, wie der da drüben langsam, ganz langsam die Mündung seines Gewehres auf ihn richtete, wie er zielte — — nein, nicht so! Hankes Hand zuckte nach den Handgranaten, ein kräftiger Ruck — da fuhr eine funkensprühende Stichflamme aus dem aufgesetzten Halse der Kugel, mechanisch zählte er aus hundertfacher Uebung — eins — zwei — drei — vier — dann flog die zischende Granate in hohem Bogen über das Hindernis hinüber, während Hanke sich mit dem ganzen Körper an die Erde preßte.

Da — auf einmal drüben, ein entsetzlicher, gellender Schrei: „Peter!" — — gleich darauf der peitschende Schlag der Explosion. — —

Peter Hanke hatte sich ganz klein gemacht. Wie versteinert in Entsetzen, so lag er mit gesträubten Haaren da, unfähig sich zu rühren und zu denken. Pfeifende Leuchtraketen stiegen in die Luft, und über ihn hinweg raste das Feuer der aus dem Schlaf geschreckten Russen. Eine tiefe Ackerfurche deckte ihn gegen Feuer und Sicht, so daß er nicht getroffen wurde.

Nach einer Weile wurden die Leuchtraketen vereinzelter, und bald gab es minutenlange Pause. Und Hanke erhob sich, von einem unbestimmten Gefühl getrieben, daß er doch nicht ewig da vorn liegen bleiben könne, und wandte sich mit unsicheren Schritten zu unseren Gräben.

Durch das deutsche Hindernis schnitt er sich durch, stand einen Augenblick tiefatmend auf der Brüstung des Grabens und sprang hinein.

Wir liefen auf ihn zu und bestürmten ihn mit Fragen. Aber er lehnte sich stumm an die Grabenwand, vergrub das blutende Gesicht in den Armen, und als ob er erst jetzt das Entsetzliche des Erlebten voll erfaßte — seine Schultern bebten in stöhnender Qual.

Unser Leutnant kam herangeeilt und drängte sich mit einem hastigen „Laßt mich mal durch!" vor. Als Hanke ihn hörte, wischte er sich mit der Hand über Stirn und Augen und meldete in letztem Schlucken: „Von der Patrouille zurück!"

„Ja, und —?!" fragte der Leutnant.

„Herr Leutnant — der Schneider is g'falle!"

„Zu wieviel seid Ihr denn losgegangen?"

„Zu drei. De Schmied — i glaab, der is — a tot! I hob nit wußt, daß er scho durch d' Stacheldräht wor, un i hob — da hob i en Handgranat' worfe. Er hot mi no rufe, un — no bin i zrück!"

Keiner sprach ein Wort. Eine Kugel pfiff über unsere Köpfe mit hellem Ton, und ein Stöhnen rang sich aus Hankes Brust.

Da drängte sich eine Ordonnanz vor: „Herr Leutnant, das Regiment ruft an!"

„Ich komme schon," gab der Leutnant zurück, „Krüger, verbinden Sie den Hanke!" — und ging.

Fahle Schleier breiteten sich über den Himmel, und im werdenden Tag erloschen die Sterne.

Schon seit einer Viertelstunde standen wir marschmäßig im Graben. Auf unseren Gewehren blitzten die aufgepflanzten Seitengewehre im ersten Tagesschein — Sturm war befohlen.

Um Punkt drei Uhr erkletterten die ersten den Grabenrand, und die Kompagnie durchschnitt das eigene Hindernis, in das bereits kurz vorher unsere Sturmlücken gerissen waren.

Da — fft — pfiff die Kugel daher, eine zweite, eine dritte, kaum daß man drüben einen matten Feuerschein erkennen konnte.

Wir setzten uns in schnelleres Tempo, schon gellte hier und da ein Schmerzensschrei, und ein paar Kameraden brachen zusammen. Nun bebte das ganze Feld unter unseren Tritten — tacktacktack — tacktacktack — vorwärts, vorwärts.

Und weit vor uns einer mit verbundener Stirn, ohne Gepäck, ohne Gewehr — Hanke. Er war der erste am feindlichen Drahtverhau, von seinen Lippen löste sich das erste keuchende Hurra, um lawinenartig aus unseren Kehlen anzuschwellen. Wie ein Besessener schnitt er an den Drähten herum. Und mitten im Drahtverhau hielt er an, griff nach einer Handgranate — ein Ruck — eins, zwei, drei, vier — ffff — wumm, und schnitt sich weiter durch.

Nun war er durch — während wir noch kaum in der Mitte des Hindernisses waren.

Und ein paar Schritte vor den Drähten stand Hanke, wie gefeit vorm Tode, und warf Handgranaten. Zu seinen Füßen lag die Leiche eines feldgrauen Soldaten, schon ganz gelb — er bückte sich nieder und riß mit tatternder Hand die Kugelgranaten vom Koppel des toten Freundes — zählte, warf — eins, zwei, drei, vier — und wieder eins, zwei, drei, vier.

Da waren die ersten von uns durch. Und alles überdröhnend ein heiseres, heulendes Hurra!

Und dann war es vorbei. Keuchende Sieger, tief gesenkten Hauptes, mit keuchender Brust ein paar tapfere Besiegte, andere wieder kreidebleich und schlotternd in Entsetzen, dazwischen stöhnende Verwundete, erkaltende Leichen.

Als wir später den genommenen Graben säuberten, fanden wir Hanke, den Treuesten der Treuen, unter einem Haufen von russischen Leichen. Ein abgebrochenes Seitengewehr stak ihm noch tief in der Brust — er hatte nicht lange gelitten.

Unser Leutnant ging durch den Graben und suchte seine Toten. Er stand mit gefalteten Händen, das Kinn auf der Brust, vor unserem Kameraden. Ob er betete? Ich glaube es nicht.

Dann drückte er ihm still die in jähen Todesentsetzen weit aufgerissenen Augen zu.

Scherzfrage.

Was ist ein Kurpfuscher?

Antwort: Das ist einer, der die Patienten kennt und behandelt — aber nicht die Krankheiten.

Frei nach Schiller.

Bist du umschlungen von des Schicksals Netzen
Und kannst den Gläubigern nicht mehr entfliehn,
Mußt du um Geld das Strahlende versetzen,
Um dich erhaben aus dem Staub zu ziehn!

— Unverfroren. Herr: „Gestern lahmten Sie auf dem linken und heute mit einem Mal auf dem rechten Bein?"

Bettler: „Ja, Herr, wer kann das den ganzen Tag aushalten".

— Doppelsinnig. Gast: „Kellner, ich will zahlen. Ich habe eine kalte Ochsenzunge, und meine Frau hat eine Gänseleber".

— Ein Gelübde. Schneidermeister: „Wenn mir der Lehrbub' nit davongelaufen wär', und der hätt' heut' g'rad was ausgefress'n, und i hätt' heut' g'rad mein' Rappel, und i wüßt' mir zur Not an Sutturs — Herrgott, wollt' i den Malefizkerl amal verhau'n — so sauwohl fühl i mi heute!"

— Ein Hieb. Sie: „Du zankst immer, daß ich soviel Geld ausgebe. An Deine Ausgaben im Klub denkst Du aber nicht, oder spielst Ihr da um Hemdenknöpfe?"

Er: „Das können wir unmöglich".

Sie: „Wieso?"

Er: „Wir sind nur Ehemänner im Klub und die meisten haben keine Hemdenknöpfe."

— Aengstlich. Schaffner: „Das ist ein Durchgangszug!"

Kassierer (heimlich zur Frau seines Chefs: „Sollte der was gemerkt haben?"